

Räuber und Banditen in China

Der wenigen Tagen erfährt die Welt mit Entsetzen von dem furchtbaren Überfall auf den japanisch-amerikanischen Kreuzer bei Charbin. Nun hat ein japanisches Kanonenboot die beiden während dieses schaurigen Attentats entführten Geiseln, einen Dänen und einen Amerikaner, gerettet. Knäpflich dieser merkwürdigen sich häufenden Untaten chinesischer Banditen dürfte die nachfolgende Reportage eines genauen Kenners fernöstlicher Verhältnisse besonders starkem Interesse begegnen.

Verufs- und „Saison“-Banditen

Seit Jahrhunderten schon ist der chinesische Räuber keine Einzelerscheinung, sondern Angehöriger eines — Berufs. Jede Regierung hat mit diesem Beruf genau so zu rechnen, wie mit den Berufen der Richter, Gouverneure, Geldwechsler und Bauern. Von den „harmlosen“ Bewohnern Chinas wird der Räuber nicht etwa verachtet — eher noch beneidet, denn seine Beschäftigung trägt ja einen Hauch von Romantik, und außerdem sind die „Verufsausüßer“ für gute Banditen durchaus nicht zu verachten, ging doch schon mancher Feldherr, mancher Gouverneur einer bedeutenden Provinz aus dieser Schicht hervor. In jeder der chinesischen Provinzen gibt es sogenannte Si am ba n d e n, deren Angehörige durchweg defektierte Soldaten sind. Diese verhältnismäßig kleinen Trupps erhalten aber nach jeder größeren Katastrophe, sei es nun eine Feuersbrunst, Hungersnot oder aber die alljährliche Noberschweemung der großen Flüsse, Zustrom aus den Kreisen der verarmten Bauern, deren Gehöfte unter Wasser stehen und die bei irgendeiner Gelegenheit Weid und Rind verloren. Diese „Saisonbanditen“ lehnen, wenn sie sich ein kleines Vermögen zusammengehohlet haben, wieder in ihre Heimatdörfer zurück, um zu ihrem ursprünglichen Gewerbe zurück zu kehren — denn ein Räuber stirbt selten eines natürlichen Todes...

Die Schutzgeld-Methode

Es ist wenig bekannt, daß die „Gangster“ in Amerika ihren Hauptverdienst dem ungeschriebenen chinesischen Räubergesetz entnehmen, denn in China kennt man die sogenannte „Schutzgeldmethode“ schon seit unendlichen Zeiten: der Bandenfürher erhebt von den Einwohnern seiner Provinz regelmäßige Steuern und verpflichtet sich dafür, das Gebiet vor Einfällen anderer Horden zu schützen und die Durchmärsche der oft weit mehr gefährlichen Bürgerkriegsarmeen durch die Provinz zu verhindern. Um sich auch „höheren Orts“ zu sichern, erhalten die Gouverneure oder Bezirksmandarins oft regelmäßig einen Teil der „Einkünfte“ der Räuberbanden und sichern ihr dafür „ungestörten Erwerb“ zu.

Vom Banditenhändling zum Kriegsmilitär

Die Räuberei in China und besonders in der Mandchurien wurde niemals zu einer be-

deutenden Macht geworden, wenn die Staatspolitik einheitlicher wäre. Aber noch kürzlich war vor allem die Staatswirtschaft auch in der Mandchurien eine völlig unregelmäßige Angelegenheit und die Steuerhinterziehung durchaus eine Privatangelegenheit. Nur wer das nötige Geld besaß, hatte auch mit den Steuererhebungen Erfolg, denn er konnte sich genügend Soldaten mieten, die die Steuern mit dem größten Nachdruck einzogen — hing doch davon ihr Sold ab —, die oft nicht einmal die allernotwendigste Disziplin besaßen —, hatte bereits den Schlüssel zur politischen Macht in Händen. Das beste Beispiel hierfür bietet der als früherer Kriegsminister der Mandchurien bekannte General Ranschantjan, der anfänglich auch Bandenführer war und jetzt über ungezählte Millionen Yen verfügt. Auf seiner großen Europareise berührte er vor anderthalb Jahren auch Berlin, wo er „inognito“ in einem der vornehmsten Hotels abstieg.

Die Chundjusen

Die Tatsache, daß in dem jungen Staat Mandchurien die gesamte zuverlässige Armee aufgezogen wird, um den Chundjusen, wie man die Räuber hier nennt, endgültig den Garaus zu machen, ist, obwohl gerade hier das Unwesen seine Wüste trieb, einzigartig. Bisher wagte es noch kein Staat, ernstlich gegen die Banden vorzugehen. Ob die Einsetzung größerer Truppenteile gegen die Chundjusen von Erfolg sein wird, läßt sich heute schwer feststellen. In der Nordmandchurien haben die Banditenhorden Mandchurien eher zugenommen, denn die zahllosen Defektionen ganzer chinesischer Truppenteile brachten den Räubern oft ganze Arsenale modernster Waffen. Heute besitzen viele Chundjusen-Trupps leichte Maschinengewehre und sogar leichte Feldartillerie, mit denen sie das Vorgehen der japanischen Soldaten natürlich außerst erschweren. Ihre Verurteilungsmethoden sind für uns Europäer kaum fasslich, es geschieht nicht selten, daß die Chundjusen am helllichten Tage in die Fremdenviertel Charbins, Niutschuang oder Mandschun eindringen und besonders reiche Europäer entführen, um dann langwierige Lösegeldverhandlungen anzubahnen. Die Forderungen sind in ihrer Zusammenfassung oft gewaltig. So verlangt einmal einer der Bandenführer für eine Geisel: 400 000 Golddollars, 300 000 Silberrdollars, 2 leichte Geschütze mit je 500 Schuß Sprengammunition, 150 goldene Armbanduhr, einige schwere Maschinengewehre und — 35 Raubschiffe! Meist wird dann zu diesen Forderungen ein Anhang geliefert, in dem zu lesen steht, daß dem höchst ehrenwerten und strahlenden Gefangenen jeden Tag, bis zum Eintreffen des Lösegeldes, ein höchst ehrenvolter Finger abgeschnitten werden müßte. Man bäte daher um tunlichste Beschleunigung... Die Bekanntmachung des japanischen Militärkommandos in Mandchurien, kein Lösegeld mehr zu zah-

ren, wenn auch die Geiseln gelöst werden sollten, mag grausam klingen — fraglich ist nur, ob andere, humanere Methoden überhaupt die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges für sich hätten.

Chundjusen, die von ihren Gegnern mit der Waffe in der Hand gefangen werden, müssen stets über die Klinge springen. Ein Offizier spielt den Richter — aber die ganze Verhandlung dauert stets nur so lange, bis der Genker zur Stelle ist. Dann werden dem Delinquenten die Hände auf den Rücken gebunden. Hächelnd kniet er auf der Mitte der Straße nieder und bittet meist den Genker um einen „guten Strich“. Sekunden darauf rollt der Kopf in den Sand. Das Publikum ist ebenso gleichmütig wie der Beurteilte und steht dicht um die Richtstätte. Einen guten Schlag, der den Kopf sofort vom Rumpf trennt, belohnen sie mit Bravorufen und Händeklatschen, ein ungehobelter Genker wird ausgepfiffen.

Selbe Seeräuber

Genau wie das Landunwesen sieht auch die chinesische Seeräuberei heute noch in voller Blüte. In der Bissbai, die einige Seemeilen nördlich der britischen Kolonie Hongkong liegt, befindet sich der allgemein bekannte Hauptzufluchtsort der chinesischen Seeräuber, die ihr Hauptquartier zwischen Hongkong, Schanghai und Wafao aufgeschlagen haben. Oft sieht man die Dschunken mit den nur notdürftig durch Mattenlagen verdeckten Kanonen mitten im chinesischen Hafen von Schanghai ankern. Auch sie ergeben Steuern von den Fischern und ver sprechen dafür Beschützung. Aber auch die großen 6000- und 10000-Tonnen-Dampfer erhalten regelmäßig die „Steuerbriefe“ und werden, wenn sie auf die Bezahlung der geforderten Summe keinen Wert legen, auf offener See angegriffen und oft geplündert. Die Europäerbeden auf den größeren Dampfern, die den Verkehr zwischen den bedeutendsten chinesischen Häfen vermitteln, gleichen eher Zierklaffen als Kanonen. Die Passagiere sitzen hinter starken Stahlgittern und werden von bis an die Zähne bewaffneten Soldaten — meist sind es ehemalige zaristische Offiziere — bewacht. Nicht immer helfen die Vorsichtsmaßregeln, denn die chinesischen Seeräuber pflegen ihre Helfer als Kulis in großen Mengen ins Juchendend einzufammeln (die Waffen verstopfen sie in ihren Bündeln). Auf offener See wird dann eine Meute in Szene gesetzt, und ehe sich die Passagiere und die technische Besatzung des Schiffes vom ersten Schreden erholt haben, ist das Schiff von plötzlich auftauchenden Dschunken belagert und wird nach allen Regeln der Kriegskunst aus den Bronzekanonen der Piraten beschossen. — Die Ladung der Schiffe wird meist an große chinesische Händler nach südlich gelegenen Häfen verkauft.

Wie wird das enden...?

Wahrscheinlich werden es nicht japanische Regierungstruppen sein, die dem Räuberverweh ein Ende bereiten, sondern — die Technik. Wenn auch der Chundjuse noch immer durch die megale nordmandchurische Steppe reitet und ein Nomadenleben wie seine Vor-

fahren fährt — am Horizont steht er schon die Schattenriffe der riesigen Stadriken der neu gegründeten Städte — und er weiß, daß mit ihrem weiteren Vordringen sein romantisches Leben ein Ende gefunden hat...

Bakterien

Durch genaue Untersuchungen ist festgestellt worden, daß sich in einem Kilo gedüngter Erde 80 Milliarden Bakterien befinden.

Handstand auf der Loreley

Seit Jahrhunderten steht die Loreley bereits im Verdacht, eine höchst schicksalshohe Dame zu sein. Die Legende, daß jedes lebendige Wesen, das sich zu Fuß, zu Schiff oder auf allen Vieren ihrem Felsen nähert, rettungslos dem Tod verfallen ist, will nicht verstummen. So ist es nicht verwunderlich, daß man seit längerer Zeit schon den Loreleyfelsen durch eiserne Gitter abgeperrt hält und vor diese Gitter große warnende Schilder gepflanzt hat, auf denen das Betreten des sagenhaften Gebietes mit schweren Strafen, zum Beispiel mit der Strafe des Abstürzes, bedroht wird.

Aber was hat sich vor wenigen Tagen zgetragen? Da hat sich ein beherzter Herr mittleren Alters plötzlich über jenes Gelände geschwungen, ist auf allen Vieren dem Gipfel zugestiegen — die Luft war kühl und edunkelte — und hat dort oben vor sämtlichen stannenden Anwesenden einen wunderbaren Handstand vollführt. Alles schien gut zu gehen, und die Herrschaften, die aus dem Wirtshausgarten getreten waren, um dem mutigen Turner zu bewundern, applaudierten ihm gerade kräftig — da verlor der Mann dort oben das Gleichgewicht, rutschte ab, fiel achtzig Meter hinunter, was vollstän genügte, ihm das Genick zu brechen. Der Gipfel des Berges funkelte im Abendsonnenschein, und unter den jäh ernücherten Gästen machte die Nachricht die Runde, der Verstorbenen hinterließe Weib und Kind.

Welche sonderbare Regung dies gewesen ist, auf solch poetische Weise das Zeitliche zu segnen, obendrein noch mit Hilfe eines Handstandes, das hat man niemals herausbekommen können, denn nachdem der Mann unten angekommen war, konnte er begrifflicherweise nichts mehr erzählen. So bleibt die Hypothese offen, daß ihn entweder ein Rausch von bedeutender Romantik oder ein Rausch von deutschem Weißwein jählings angefallen hat. Er hätte genau so gut vielleicht auf dem Kipshäuser ein Rad schlagen können, was in Anbetracht der sanften Windungen des Thüringer Waldes wesentlich weniger gefährlich gewesen wäre — die märchenhafte Sinnigkeit wäre dieselbe gewesen. Aber nein! Gerade die Loreley mußte es sein! Gerade jene Dame, deren Gefährlichkeit in der deutschen Poesie geradezu sprichwörtlich geworden ist. Aber wir wollen mit diesem toten Mann nicht zanken. Und wir wollen ihm gern das eine zugestehen, da er ja doch nicht mehr vom Leben hat: bei einem Handstand von der Loreley herunterzurutschen, das ist ein sehr schöner Tod.

Dittha will dinnen.

Roman von Klara Haidhausen.

Verbreitungsstelle durch Verlagsanstalt Manz, Regensburg. 70. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Freilich war ihr Helfer Dank dann — wie ja fast jedes Dankgebet der Menschen unlosbar schon wieder mit neuer Bitte verknüpft ist — unversehens zu einem innigen Flehen geworden: Herr segnet Segne uns und unsre Liebe, laß uns auf guten Wegen durchs Leben geh'n, hilf mir den Mann an meiner Seite glücklich zu machen, — ihm immer das zu sein, was er von mir erwartet.

Im Einverständnis waren sie voll dankbarer Freude aufgenommen worden, die sich noch steigerte, als sie beide nach sorgfältiger Untersuchung den Eltern des kranken Vaters die gute Hoffnung geben konnten, daß es wieder in den vollen Gebrauch seiner Glieder kommen würde.

Freilich war die Trennung von ihrem Kinde momentlich der Mutter schwer aufs Herz gefallen, aber sie hatte kein überflüssiges Wort darüber verloren, sondern das Schicksal ihres Sorgenkinde vertrauensvoll in die Hände gelegt, die sich so hilfsbereit boten.

Als das Väterchen schon bequemt gebettet in den Polstern des Auto lag, hatte Dittha die überströmenden Dankesbezeugungen der Frau mit einem leisen Wort zum Schweigen gebracht: „In drei Wochen ist unsere Hochzeit — da denken Sie an uns, nicht wahr?“

Da hatte sie unter Tränen gestöhnt: „Geht, I hab's do gewußt, daß es sammghört! I wünsch' Eana halt von Herz'n als Guate, Frau Dolta!“

Im Mädchen war das kranke Kind dann vorläufig in der Ambrosiastädter-Kinderklinik untergebracht worden, bis Dr. Römer und Lore es mit zurück nach Luzern nehmen würden.

Die beiden waren es nämlich, die Franz und Dittha eben erwarteten. Sie sollten kommen um teilzuhaben an

ihrem Glück und an der Feiert des heutigen Abends. Denn heute sollte Verlobung sein.

Frau Ute hatte es sich nicht nehmen lassen, der geliebten Freundin zu Ehren dieses Fest zu veranstalten, an dessen Zustandekommen sie ihrem diplomatischen Geschick mit Recht einen reichlichen Anteil beimaß. Und Franz und Dittha hatten — so wenig ihnen beiden auch an Ute'serlichkeiten lag — die begeistertste Freude der kleinen Frau nicht trüben wollen.

Die Zeit nach dem Mittagstisch hatte Dittha wieder in dem Salon des Friseurs zugebracht und sich dabei lächelnd an die marterrossen Stunden vor sieben Wochen erinnert. Zwar — die Prozedur, die sie diesmal über sich ergehen lassen mußte, um ihrem Haar wieder einigermassen zu der früheren Farbe zu verhelfen, war nicht viel angenehmer als die erste damals. Aber die Begleitumstände waren besser. Heute hatte sie dem Geschäftsmann, der sie sofort wiedererkannte, offen erklären können, daß es sich damals lediglich um die Regeneration eines lieben Freundes gehandelt hätte, die inzwischen ihren Zweck voll erreicht habe — eine Mitteilung, die er mit verständnisvollem, distrierten Lächeln entgegennahm. Und dann war die Umwandlung in die blonde Dittha von einst in einem mühelamen Entfärb- und Bleichverfahren mit ziemlichem Erfolg von statten gegangen. Franz' Blicke suchten im fröhlichen Auf- und Abpromenieren immer wieder verstockt das Gesicht seiner Begleiterin. Er wurde gar nicht satt zu sehen, daß das Lockengeringle, das sich unter der grünen Mütze in die hohe, freie Stirn hob, nun wirklich hell und goldig schimmerte.

„Gefällt ich Dir denn auch so noch, Liebster?“ hatte Dittha schelmisch gefragt, als sie sich vor einer halben Stunde im Kaffee Stadt Wien getroffen hatten, und hatte fast ein blühendes Lächeln die Mütze abgenommen.

Ob sie ihm gefiel! Jetzt wo die Köpfe wieder in ihrer blonden Fülle wie eine schwere Krone auf dem feinen Kopf lagen und die Augen — ungedämpft durch die dunklen Bogen der Brauen — ganz rein und klar in ihrem stehhaften Blau erstrahlten — jetzt war sie ja erst wieder voll und ganz seine Dittha

von einst. Sein sonniges blondes Lieb vom Bierwaldstätter-See! War es denn nicht nur ein böser Traum gewesen, daß er so viele Jahre ohne sie hatte bleiben müssen?

Doch nein — Dittha war heute eine andere als damals! Nicht mehr das verwehnte, trübselige Kind, das in spielerischem Eigensinn seine Macht über den geliebten Mann erproben will, sondern die reife, geläuterte Frau, die freudig bereit ist, jedes Opfer für ihre Liebe zu bringen. Er hatte wahrlich nicht umsonst gewartet! —

„Ob sie wohl belbe kommen werden?“ sagte Dittha sinnend. „Eigentlich ist es unverantwortlich von mir, nun auch noch Doktor Römer von der Anstalt fortzulassen! Aber ich möchte sie so gern alle zwei hier haben und außerdem glaube ich, daß es ihnen beiden eine große Freude bereitet, zusammen reisen zu können.“

„Ich weiß schon, Rede Kupplerin Du!“ lachte Dr. Hermann. „Du willst die zwei also unbedingt zusammenbringen?“

„Sie passen so gut zueinander und Lore liebt Dr. Römer schon lange. Außerdem ist auch noch ein egoistischer Grund dabei: Ich lähe niemand lieber als künftige Herrin in meinem schönen Haus als eben Lore. Sie versteht es so gut, mit ihren weichen Händen zu hegen und zu pflegen, was einem andern teuer gewesen ist. Dazu muß sie aber Gerts Frau sein. Denn das Haus gehört doch 'mal zur Anstalt und kommt nur als Wohnung des künftigen Leiters in Frage.“

„Wie gut Du Dir alles schon zurecht gelegt hast! Du bist also fest entschlossen die Klinik in Dr. Römers Hände zu übergeben?“

„Ja, ganz fest. Er ist sehr tüchtig und hat mit mir zusammengearbeitet — ich bin sicher, daß er das Werk in meinem Sinn fortführen wird.“

„Und Du wirst es wirklich nie bereuen, das alles um meinetwillen aufgegeben zu haben, Dittha? Sieh, noch ist es Zeit — wenn wir erst einmal mit Dr. Römer darüber gesprochen haben, ist es viel schwerer.“

(Fortsetzung folgt.)



Afrikanische Tragödie

Der Heldenkampf der deutschen Kolonien

Von Jakob J. Niemer-Anders. Urheberrecht: Dammert-Verlagsanstalt, Berlin W. 35

Mit Lettow-Vorbeck in Deutsch-Ostafrika

Weites Land, schwache Kräfte — aber ein Führer!

Deutsch-Ostafrika ist mit seinen 936.000 Quadratkilometern, seinen 7,7 Millionen Einwohnern — zur Hauptsache Bantuneger, an der Küste Araber und Indier — und seinen wichtigen Hafensplätzen Dar-es-Salaam — gleichzeitig Regierungssitz und Amtssitze des Gouverneurs, Dr. Schnee — Tanga, Vungwi, Kilwa-Kiwindsche und einigen anderen das größte deutsche Schutzgebiet gewesen. Dieser Kolonie standen bei Kriegsausbruch eine Schutztruppe von ganzen zweihundert Eurovätern und 2500 Askari — einheimischen Negersoldaten — und eine Volkstruppe von 2500 Schwarzen zur Verfügung. Das war alles zum Schutz von Grenzen, die sich über viertausend Kilometer langzogen! Und dennoch hielten hier die Deutschen, nicht nur an der Küste, sondern meist stets in fegeischem Angriff, vom Beginn des Weltkrieges bis zum Waffenstillstand durch — denn sie hatten einen Führer: General von Lettow-Vorbeck.

Längst nach Beendigung des Krieges hat eine englische Zeitung, „Daily Chronicle“, eingeschrieben:

„Wenn Deutschland 1914 gewußt hätte, was ein Mann wie v. Lettow leisten könnte, so hätte es ohne Schwierigkeit zu einer Verwirklichung unserer Aufwendungen an Soldaten und Schiffsräumen zwingen und vielleicht den Krieg durch die fortgesetzte Schwächung unserer Hilfsquellen entscheiden können!“

Im Jahre 1915 erreichte die Schutztruppe durch die Einstellung sämtlicher wehrhaften Deutschen und früheren Askari die Höchstzahl von ungefähr dreitausend Eurovätern und eckstausend Askari. Aber in diese Zahl ist alles Sanitätspersonal, alle Befehlsführer der Hauptlinien, Verbliedungsstellen, Rekruten-depots, Küstenschutz und Relais einbezogen, so daß die tatsächliche Gefechtsstärke wesentlich geringer war. Diesen schwachen Kräften hat der Gegner — wir folgen hier den Erinnerungen Lettow-Vorbecks, dem Feldzugsbericht eines seiner engsten Mitarbeiter, dem Hauptmann v. Rudtschell, und englischen Quellen — im ganzen dreihunderttausend Mann gegenübergestellt! Der Gegner gibt sogar selbst zu, schon bis zum Jahre 1917 über zwanzigtausend Euroväter und Indier und über siebzigttausend eingeborene Soldaten, über zwanzigtausend Automobile und hundertzweigttausend Pferde und Maultiere verloren zu haben. Und England hat bekannt, daß der Krieg gegen Deutsch-Ostafrika über zwölf Milliarden Mark gekostet hat! Unmöglich aber wären alle erzielten Erfolge, wäre der jahrelange erbitterte und fegeische Widerstand der Deutschen gewesen, hätten nicht die Eingeborenen mit rührender und vorbildlicher Treue zu ihren weißen Herren gestanden: der Feldzug in Deutsch-Ost ist nicht nur ein Ruhmesblatt für die Deutschen, sondern ein Ruhmesblatt auch für die Askari, die noch heute das Loblied von dem Löwenmuth und der Güte ihrer deutschen Massas singen...

Die ersten Zusammenstöße

Der Krieg in Deutsch-Ostafrika hat sich über viele Kriegsschauplätze erstreckt. Bei der geringen Stärke der deutschen Kampfmittel war es nicht möglich, diese zum Schutz der Grenzen zu verwenden. Deshalb verlegte das Oberkommando seine Kompagnien in Gegenden, in denen dem Gegner voraussichtlich Widerstand zu leisten war und wo man offensiv vorzugehen beabsichtigte. General v. Lettow nahm den Norden der Kolonie, die hier an Britisch-Ostafrika stieß, während sie im Westen gemeinsame Grenzen mit Belgisch-Kongo, im Südwesten mit Britisch-Nord-Rhodesien und im Süden mit Portugiesisch-Ostafrika hatte, und zwar das Gebiet am Kilimandscharo zum Ausgangspunkt seiner Operationen und versammelte allmählich dort eine größere Zahl von Truppen.

Die Engländer waren, im Gegensatz zu den Deutschen, glänzend auf den großen Krieg vorbereitet und versammelten ein größeres Expeditionskorps aus indischen Truppen, um im November 1914 vor dem Hafensort Tanga zu erscheinen. Sie hatten ihren Angriff zugleich an zwei Punkten angelegt, im Westen am Vongido, im Osten an dem Ausgangspunkt der deutschen Nordbahn in Tanga. Dreizehn Transporter und Kriegsschiffe trafen vor dem Hafensort ein. Der englische General landete seine ersten zweitausend Mann in der Nacht vom 2. zum 3. November. General v. Lettow entbandte auf diese Nachricht hin zwei verfügbare Kompagnien auf der Nordbahn die 250 Kilometer lange Strecke vom Kilimandscharo nach Tanga. Dort fand anfangs nur eine deutsche Kompagnie, welche die Engländer abwehrt. Den beiden am 3. November eintreffenden Kompagnien gelang es sofort, die englischen Truppen zu zurückzuschlagen.

Dann traf, am Morgen des 4. November, Lettow persönlich mit Verstärkungen ein und schlug einen zweiten Angriff der englischen Streitkräfte, die an diesem Tage über 6000 Mann zählten, vollständig zurück. Am 5. November mußten die Engländer um „Gut Wetter“ bitten und führen dann mit ihren geschla-

genen Divisionen unter Verlust von über 2000 Mann unverrichteter Sache wieder ab. Der englische Parlamentär gratulierte zu diesem Sieg der Deutschen mit den Worten, die man stolz über alle heldischen Ereignisse dieses Feldzuges sagen könnte:

„Das war Made in Germany!“

Gleichzeitig wurde auch am Vongido der englische Einfall von der deutschen Befehlsführung zurückgewiesen, und diese Erfolge an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit brachten den englischen Angriff auf die Kolonie für längere Zeit zum Stehen. Erst im Januar 1915 versuchte der Gegner vom Lande aus noch einmal gegen Tanga vorzugehen, wurde aber bei Jassin in seiner stark besetzten Stellung, die inmitten größerer Signalanlagen den angreifenden deutschen Truppen die größten Schwierigkeiten machte, umzingelt und ausgehoben, so daß auch dieser Versuch als völlig gescheitert gelten mußte. Dafür fanden im Laufe des Jahres 1915 immer wieder zahlreiche deutsche Angriffe gegen die englische Bahn nach Uganda statt mit den günstigsten Erfolgen.

Wie die Deutschen sich beritten machten

Im Westen des Kilimandscharo ist die große afrikanische Steppe völlig baumlos und für berittene Truppen ausgedehnt geeignet. Die Engländer machten sich dies nutzbar und hatten größere berittene Formationen aufgestellt. Ihre Petronillen ritten bis zur deutschen Nordwestgrenze. Da unsere Schutztruppe nicht genügend Reittiere besaß, bestien sie einfach ihren Bedarf beim Feind.

Und wie das im allgemeinen geschah, davon erzählt der schon erwähnte Hauptmann v. Rudtschell, Mitkämpfer Lettow-Vorbecks, ein bezeichnendes Stückchen:

Einige unserer Büren hatten sich bei Kriegsausbruch naturalisieren lassen und suchten mit großer Begeisterung auf deutscher Seite gegen ihre alten Feinde. Sie waren vom südafrikanischen Feldzug her im Buschkrieg geübt und kannten die Stärken und die Schwächen des Gegners. Sie lehrten auch die Unfern — Pferde halten...

Einmal hatten zwei von ihnen beobachtet, wie Engländer die Pferde einer berittenen Grenzkompanie täglich zur Tränke führten. Da ritten sie mit zwei deutschen Kameraden von unserem Lager aus, schickten die beiden Gehilfen mit ihren vier Pferden zurück und verdeckten sich, zwei Sättel auf dem Kopf, in der Nähe der Wasserstelle. Als am nächsten Morgen die Pferde wieder zur Tränke geführt wurden, wobei die „Künder“ festhielten, daß diesmal vier Stück an der gewohnten Zahl fehlten, traten sie vor, das Gewehr schußbereit, und fragten den erstaunten englischen Vorken: „Wo sind die vier fehlenden Pferde, geftern waren es 61, und heute sind es nur 57?“

Dieser, dem vor Schreck die Tonpfeife aus dem Munde fiel, entschuldigte sich: vier Pferde seien krank, alle übrigen aber gut und brauchbar —

Er mußte das Leitpferd kennzeichnen, das zusammen mit einem andern von den Büren gefesselt wurde. Der tüchtige Pferdehüter nahm auf einem ungefalteten Sauf Platz. Darauf ging die Galoppade in weitem Bogen um das feindliche Lager herum, und die 57 Pferde trafen am nächsten Tag bei unserer Vorkampfbatterie ein. Trotzdem der Engländer durch diesen heftigen Ritt auf ungefalteten Pferden nicht wenig mitgenommen war, hatte er doch seinen Humor nicht verloren, sondern meinte:

„Das war ein verdammt gutes Stück Arbeit! Ich möchte wohl das dumme Gesicht meines Captain sehen, wenn er erfährt, daß er zu Fuß nach Hause gehen muß!“

Dieser gute Griff ermöglichte uns die Aufstellung einer berittenen Kompagnie, die nun ihrerseits den Engländern viel zu schaffen gemacht hat.

Kämpfe, Siege und Verluste

In unaufhörlichen Gefechten verging das Jahr 1915. Endlich rüdten im März 1916 die Engländer mit ungefähr 40.000 Mann vom Westen und Osten gegen den Kilimandscharo vor. Es begannen heftige Kämpfe um die Stellungen am Ost-Kilimandscharo, die damit endeten, daß die Schutztruppe sich langsam an der Wambara-Bahn zurückzog. Im Westen des Kilimandscharo war es den Engländern gelungen, durchzustößen; sie planten einen Vormarsch gegen die deutsche Mittelbahn, flossen aber auf heftigen Widerstand. General v. Lettow ließ kleinere Kräfte an der Wambara-Bahn und marschierte mit seinen Hauptkräften zur Mittelbahn. Er stellte sich dem Gegner bei Kondoa Irangi. Dort wurde bis zum Juli 1916 gekämpft — das englische Vordringen war heftig zum Stillstand gebracht.

Aber unterdessen ging die Nordbahn verloren und die Truppen wurden durch ständige Gefechte ermüdet. Daher verlegte man das Hauptquartier wieder nach dem Osten. Die Küste konnte nicht geschützt werden — und so gerieten Tanga, Vungwi und endlich am 4. September 1916 auch Dar-es-Salaam in englische Hand. Die Deutschen fanden jetzt am Kilimandscharo und leisteten hier den härtesten englischen Divisionen erfolgreichen Wider-

stand. Diese Stellung wurde trotz dauernder feindlicher Anstürme Monate hindurch gehalten; man ließ dabei wieder vor, gelangte mit einer Abteilung sogar bis dicht an Dar-es-Salaam heran, wo man ein riesiges Verpflegungsgebiet entdeckte und eroberte — ein wichtiger Erfolg, da die deutsche Kolonie ja längst von jeglicher Zufuhr abgeschnitten war und nun ihre Vorräte, auch an den wichtigsten Medikamenten, von neuem auffüllen konnte.

Ungebrochen und sieghaft widerstand die deutsche Heldenschar der Uebermacht der Feinde durch Monate und Jahre hindurch.

Lettow-Vorbeck trägt den Krieg in Feindesland

Um diese Zeit erschienen über Deutsch-Ostafrika die ersten feindlichen Flieger. Die Deutschen nahen an, sie würden bei den Askari Stauern und Entsetzen hervorrufen — aber das war keineswegs der Fall. Die Schwarzen erklärten alles ihnen Unbekannte einfach als „kazi ulava“, das heißt: „europäische Arbeit“; sie hielten den Eurovätern zu allem fähig und wunderten sich über nichts Neues mehr unter der Sonne — warum sollte der weiße Mann nicht auch fliegen können! So nannten sie denn die Flieger „Ndege ulava“ — „europäische Vögel“. Unsympathisch waren ihnen allerdings die ersten Bomben; es dauerte lange, bis man die Marschkolonnen soweit gebracht hatte, daß jeder bei dem Signal „Flieger!“ sich sofort hinlegte und nicht planlos herumlief, um sich den möglichst besten Baum als Schutz anzufinden. Wenn die Bomben fielen, meinten die Eingeborenen: „Jetzt legt der Vogel seine Eier!“

Und wenn diese Eier tatsächlich gelegt waren, zogen sie beruhigt weiter. Die Deutschen schossen verschiedene Flieger ab. Die Engländer hatten auch sonst von dieser Aufklärung dank des unsichrigen Geländes wenig Nutzen, weshalb sie alsbald davon Abstand nahmen.

Zwei Blockadebrecher und ein Zeppelin

Erstmal gelang es den deutschen Blockadebrechern „Rubens“ und „Marie“, die afrikanische Küste zu erreichen und der Schutztruppe Hilfsmaterial aus der Heimat zu bringen. Das erste Schiff erreichte die Küste in der Nähe von Tanga im Frühjahr 1915, wurde jedoch von den Engländern geschnitten, mußte auf Grund laufen und sank in der Moansabucht, glücklicherweise so nahe der Küste und in so feichtem Wasser, daß in wochenlangender Arbeit die kostbare Ladung von Tauchern geborgen werden konnte. Die Munition, vom Seewasser zum größten Teil beschädigt, wurde auselander genommen, in der Sonne getrocknet und wieder verwendbar gemacht. Nur die Medikamente und — die lang ersehnten Zeitungen waren verdoordnet...

Die „Marie“, der zweite Blockadebrecher, erreichte im Frühjahr 1916 die Küste an der Grenze der Kolonie im Süden, in der Nähe des portugiesischen Gebietes, kam angefahren in die Südbucht, wurde vollständig gelichtet und lebte wieder um. Das Schiff brachte Munition, Geschütze, Medikamente und Euroväter-Verpflegung.

Und dann kam es zu einer grenzenlosen Enttäuschung: die Heimat entbandte zu ihren tapferen Kriegern in Deutsch-Ostafrika einen Zeppelin, der Nachrichten, Munition und die wichtigsten Heilmittel, vor allem Verbandzeug bringen sollte. Das war im Jahre 1917. Dieser „europäische Vogel“ letzter Art gelangte tatsächlich bis Chartum am Nil — und dort lebte er um, flog in die Heimat zurück... Häßlicherweise war ihm die Nachricht zugegangen, daß die Schutztruppe sich ergeben habe und bereits in die Gefangenschaft abtransportiert worden sei...

Der Rückzug nach Süden

Täglich erweiterte sich die Front — täglich erhielten die Engländer neue Verstärkungen von der Küste her über Kilwa. Die deutschen Kompagnien wurden aufs äusserste angebannt und mußten eine Patrouillenstärke unterhalten, die den Gegner über die katastrophale numerische Unterlegenheit täuschen sollte. Nach der langen Regenzeit im Frühjahr 1917 zog sich die Schutztruppe in ihren einzelnen Abteilungen nach Süden, auf Kilwa, Uvuala, Mahenge und Lindi zurück — der Norden der Kolonie war in Feindeshand. Patrouillen stellten fest, daß jetzt der Gegner den Deutschen die ergebnisreichen Gebiete im Hinterland von Kilwa und Lindi zu nehmen beabsichtigte. Daher stellte sich Lettow-Vorbeck dem Engländer. Es entspannen sich heftige Gefechte. Eine deutsche Abteilung unternahm einen Vorstoß ins Portugiesische über den Fluß Rowuma und zog einen größeren englischen Trupp hinter sich her.

An der deutschen Front standen jetzt noch ungefähr fünfzehnhundert Euroväter und fünfzehnhundert Askari. Den Engländern stand jedwedes Kriegsmaterial zur Verfügung. Sie hatten außer ihren europäischen und eingeborenen Truppen, die sich ständig ablösten, Artillerie, Minenwerfer, Kavallerie und vor allem die freie Küstenschiffahrt ihre Truppen zu verschieben, je nachdem was sie unternahmen oder die Deutschen ihnen diktierten.

Im Sommer 1917, bei schon katastrophal geschwächter Schutztruppe, fand das Gefecht von Karungombe statt, eines der glücklichsten des ganzen Feldzuges. Hier wurde eine englische Division von über sechstausend Mann von sechs deutschen Kompagnien, insgesamt nur noch tausend Mann stark, tagelang zurückgehalten und schließlich derart geschlagen, daß sie für lange Zeit auf dem Kriegstheater überhaupt nicht mehr verwendbar war. Die Engländer gaben selbst zu, daß sie in dieser

Schlacht tausend Tote und über zweitausend Verwundete hatten.

Aber die tapferen Schutztruppe besaßen am Schluß dieses Gefechtes durchschnittlich nur noch fünfzehnhundert Patronen pro Mann. Und dem Gegner gelang es trotz aller für die Deutschen günstigen Kämpfe doch, dank seiner zahlreichen Verstärkungen an verschiedenen Stellen vorzudringen. Das noch deutsche Gebiet der Kolonie wurde von Monat zu Monat kleiner.

Im Oktober 1917 marschierte Lettow-Vorbeck in Eilmärschen in die Gegend von Lindi, immer näher an die portugiesische Grenze. Dem Gegner gelang es nicht, ihn zu umgeben. Unausgeseht fand die Schutztruppe gegen einen mindestens achtfach überlegenen Feind. Bei Mahiva wurden die Engländer von neuem geschlagen und verloren zweitausend Mann. Aber im November hatte er sich neu erholt — immer näher rückte die Gefahr der Umzingelung für die Deutschen. Und doch gelang es Lettow-Vorbeck, aus dem engen Ring herauszumarschieren:

Auf portugiesisches Gebiet!

Man fing um diese Zeit einen Brief auf, den ein englischer Oberst geschrieben:

„Die Deutschen kämpfen wunderbar und haben etwas so Großes vor, daß ich nicht wage, es auszusprechen, aber ich weiß, es wird ihnen gelingen und wir werden wieder das Nachsehen haben.“

Dies Große ist der Durchbruch nach Portugiesisch-Ostafrika gewesen, wo fortan die Schutztruppe vom November 1917 bis zum September 1918 kämpfte — und siegte. In dieser Zeit bestand sie noch aus dreihundert Eurovätern, 1700 Askari und vielleicht 3000 Trägern.

Am 23. November 1917 wurde der kilometerbreite Rowuma überschritten. Als die Vorkampfbatterie übergesetzt war, führte sie gegen Kagonano und erkundete dort eine größere Befestigung mit einem daran anschließenden ausgedehnten Lager. Aus diesem Lager zog eine Kompagnie heraus. Lettow-Vorbeck war der Meinung, daß ein Angriff erfolgen werde, und war entschlossen, ihn anzunehmen. Es kam aber zu keinem Angriff — der General mußte sich vielmehr entschließen, selbst die Offensive zu ergreifen.

Bald war man am Feind. An dem hellen Klang der Gewehre erkannte man, daß man es mit Portugiesen zu tun hatte. Es dauerte kaum eine Stunde, da war die feindliche Stellung sturmreif, und die Schutztruppe drangen von allen Seiten wild gegen das Lager vor mit dem schallenden Ruf:

„Heut ist der Tag der alten Gewehre!“

Sie meinten damit ihre unmodernen Tiergewehre, die durch ihren lauten Knall ihnen das Gefühl der Ueberlegenheit über die feindlichen Portugiesengewehre zu geben schienen. Die Deutschen hatten verhältnismäßig wenig Verluste, während der Gegner reiflos aufgegeben wurde. Nur dreihundert Mann entkamen, vielleicht insgesamt sechshundert Mann wurden gefangen genommen; dazu kamen dreihundert Tote und Verwundete. Der Tag schloß die Schutztruppe in den Besitz von sechs Maschinengewehren, über einer halben Million bittter notwendiger Patronen, etwa siebenhundert ebenso begehrter Gewehre und einer reichlichen Menge von Medikamenten und Verbandzeug.

Jetzt waren die Engländer fern, und die Portugiesen versuchten nicht von selbst mehr das Kriegsglück — im Gegenteil: die deutschen Patrouillen hatten lange Zeit Ruhe genug, ihre Spuren zu verfolgen.

So ging es in huter Abwechslung von Märschen und Scharmützeln, quer durch portugiesisches Gebiet — bis im Januar 1918 die Engländer von neuem den Deutschen von Westen her entgegenzogen. Nun blieben die Gegner wieder ineinander verflochten. Man zog zum Lugenda, dann weiter gen Süden. In den Monaten März und April lag die Schutztruppe in der Gegend von Nanungu, im Mai zog sie sich nach dem Vorkiss und über den selben nach Südosten in Richtung der Inaguberge zurück, stets gefolgt von den englischen Bataillonen.



Valdur v. Schirach spricht zu den Eltern der Hiltlerjugend.